

# Das Weihnachtswunder im Pfarrhaus

Autor(en): **Diggelmann, Walter M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **62 (1958-1959)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665570>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DAS WEIHNACHTSWUNDER IM PFARRHAUS

Der Pfarrer von Russberg war ein fortschrittlich denkender und handelnder Seelsorger. In der kleinen Gemeinde förderte er den Jugendsport, zur Winterszeit studierte er mit den Schülern Theaterstücke ein, darüber hinaus fuhr er mit einem Roller — und das gar nicht immer in mässigem Tempo — auf die entlegenen Bauernhöfe, die zu seiner Gemeinde gehörten. Zu Beginn seiner Amtszeit in Russberg hatte er ebensoviel Misstrauen der älteren Leute auf sich nehmen müssen wie Begeisterung der Schuljugend. Aber das hatte sich alles längst ausgeglichen, und er war ein geachteter Mann geworden. Seine Predigten waren viel besucht, seine lebendigen und, wie es hiess, mitten aus dem Leben gegriffenen Fragen, die er von der Kanzel herab zu beantworten bemühte, hatten ihn zu einem beliebten und bewunderten Mann gemacht. Auch die Tatsache, dass er selbst fünf Buben und zwei Töchterlein hatte, von denen man nur dem zweitältesten, Alfred, anmerkte, dass der Vater Pfarrer war, sicherte ihm die Zuneigung aller.

Der Pfarrer von Russberg liebte es nicht, den lieben Gott als älteren Mann mit wallendem Bart und einem Hirtenstab in der Hand darzustellen. Er verkündete seine Abneigung gegen diese Art der Darstellung des lieben Gottes dermassen vehement von der Kanzel herab, dass es in Russberg bereits keine sogenannten «Diwanbilder» mehr gab; Bilder, die eben den lieben Gott im kornblauen Schleppmantel, mit goldigleuchtendem Bart, durch ein in die Glut des Abendrots getauchtes Feld wandeln lassen. «Unser Gott ist der Gott im Geiste, unsichtbar, unfassbar!» rief er von der Kanzel. Es war nun leicht begreiflich, dass er es auch nicht liebte, Gott allerlei Zauberei unterzuschieben, die in seiner Gemeinde vorkommen mochte. Nicht etwa, dass er es Gott nicht zuge-  
traut hätte, einem von den Aerzten als hoffnungsloser Fall erklärten Patienten Heilung zukommen zu lassen. Ja, wo es um tiefe, seelische Fragen

ging, wo die Existenz des Menschen davon abhing, da berief er selbst sich auf Gott, aber er konnte es nicht zulassen, dass der Kohl des einen Bauern kräftiger gewachsen war als jener des Nachbarn auf Gottes «Entscheid» hin. «Seid nur ehrlich bei eurer Arbeit», sagte er, «dann habt ihr alle miteinander anständige Kohlköpfe im Herbst, und hockt abends nicht zu lange im Wirtshaus, und dann hat der liebe Gott auch keine Ursache, Schuldenbauern aus euch zu machen.»

Aber er hatte ausgerechnet in seinem eigenen Haushalt schwer dagegen anzukämpfen, dass der liebe Gott nicht überall seine Hände in den Dingen hatte. Fiel dem Karl eine Tasse auf den Boden und es gab Scherben, dann berief er sich auf den lieben Gott, der ihn gerade in diesem verhängnisvollen Augenblick hatte schwach werden lassen. Kam abends, und zudem noch nach der Nachtessenszeit, Kurt mit einem Dreiangel im Hosenboden nach Hause, dann hatte der liebe Gott ein heimtückisches Aestchen an einem Baumstamm hervorstehen lassen... Nun, so mit der Zeit brachte der Pfarrer doch Ordnung in seinen Haushalt, und schliesslich mussten auch die Buben einsehen, dass sie nicht für jedes und alles den lieben Gott verantwortlich machen konnten. Denn als der Vater sagte: «Was, so wenig Mann bist du, dass du für alles den lieben Gott vorschieben musst?», da ging es um die Ehre, und damit war schon viel erreicht.

Immerhin war einer, der zehnjährige Albin, der rothaarige, der es nie und nimmer begreifen wollte, und dem auch die Frage nach der Ehre des Mannes keinen Eindruck machte. Albin war nicht der schlimmste in der eigenen Familie, sondern in ganz Russberg war er bereits mit seinen zehn Jahren mehr berüchtigt als berühmt und über alle seine Lausbubereien hinaus intelligent, so dass der Vater und alle Lehrer, von den übrigen Russbergern nicht zu reden, ihre liebe Mühe mit ihm hatten. Und gerade er war es, der den lieben Gott nie zur Ruhe lassen konnte.

Aber an einem Weihnachtsabend schlug der liebe Gott ihm und dem Pfarrer — jedem auf seine Art — ein Schnippchen. Konsequent, wie der Pfarrer von Russberg nun einmal zu sein versuchte, lehnte er es ab, bei seinen eigenen Kindern mühsam den Glauben an das Geschenklein bringende Christkind aufrechtzuerhalten. Sobald die Kinder ein bisschen grösser und demzufolge auch verständiger geworden waren, versuchte er ihnen beizubringen, was es mit der frohen Botschaft von

der Geburt unseres Heilands wirklich auf sich hatte: Die Kinder sollten früh genug begreifen, dass es die Botschaft der Hoffnung, des Heils und des Friedens ist, und weniger das Fest taumelnder Freude über grössere und kleinere Geschenke. Und er brachte ihnen allen auch bei, dass nicht das beflügelte Christkind auf Erden herniederkomme, beladen mit Puppen und Marzipan, sondern dass sich die Christen untereinander beschenken würden, um ihrer inneren Freude über die Heilsbotschaft Ausdruck zu geben.

So weit war alles gut und recht, und die Pfarrkinder waren auch verständig. Vaters Aufklärung trübte ihre Freude am Heiligen Abend und am Christbaum keineswegs. Der einzige, der einen wirklichen und begreiflichen Einwand erhob, war Albin. Er sagte einmal: «Da ich nun weiss, dass ihr Eltern uns Geschenke macht, kann ich die Hoffnung auf mein Schaukelpferd aufgeben, denn ich weiss, dass Vati nicht soviel verdient, um eines kaufen zu können. Wenn es aber das Christkind wäre, vielleicht geschähe dann ein Wunder.» Der Pfarrer glaubte wirklich, es habe Albin im Innersten getroffen, und er tröstete ihn und erklärte, das was er erzählt habe, schliesse natürlich nicht aus, dass Wunder geschehen könnten.

Der Weihnachtsabend vor einem Jahr begann wie alle früheren Weihnachtsabende auch. Russberg, das fast siebenhundert Meter über Meer liegt, war zugedeckt und eingebettet vom wallenden Mantel des Königs Winter. Wo eine Haustüre aufging, drang der Duft bratender Aepfel auf die Strasse, aber auch der Duft von Erdnüsschen, Baumnüssen und Mandarinen lag überall in der Luft. Im Pfarrhause flüsterte und knisterte es schon den ganzen Nachmittag. Vater und Mutter hatten schon im ersten Jahr ihrer Ehe den Brauch, dass jeder jedem ein Geschenklein machen sollte, gefördert. Freilich, damals waren nur sie beide gewesen, aber heute rief dieser Brauch Dutzende von Päcklein und Paketen hervor. Es sollte und konnte ja auch nicht viel sein, aber eine Wenigkeit musste es sein. Während sich alle diesem schönen Brauch unterzogen und schon im Frühherbst jeden Batzen ins Kässeli legten und nebenbei alle Möglichkeiten ersannen, trieb natürlich Albin auch in dieser Hinsicht seine Streiche. Es wäre noch vorzuschicken, dass Albin, wenn nicht bestärkt in seinem Tun und Lassen, so doch nicht gerade sehr wirkungsvoll durch den Vater darin zurückgehalten wurde. Das hatte seinen Grund vielleicht darin, dass Albin dem Vater ausserordentlich ähn-

lich war, sogar in seinen Streichen, die nie boshaft oder dumm waren, sondern viel eher witzig und, was das nicht ausschloss, eher ärgerlich als schlimm für die Betroffenen. Albin war intelligent, und seinem Vater wurden aus dessen Bubenzzeit ähnliche Streiche nacherzählt. So sah der Vater in seinem Buben eben immer eine lebendige Erinnerung an die eigene Zeit, obwohl die Mutter ihm oft genug nahelegte, deshalb nicht immer fünf gerade sein zu lassen.

Am Heiligen Abend gab es um fünf Uhr den Milchkaffee mit Weggen und Anken. Bis dahin mussten von allen Familienmitgliedern alle Geschenklein in Vaters Studierstube abgegeben sein. Von dort her holte sie die Mutter um sieben Uhr, während der Vater mit den Kindern den Lichterbaum anzündete. Um acht Uhr begann in der Kirche die kleine Weihnachtsfeier mit Schülergesang, Rezitationen und der Aufführung eines kleinen Krippenspiels.

Vor einem Jahr, als am Heiligen Abend die Wanduhr im Pfarrhause zu Russberg sieben geschlagen hatte und bereits schon alle Kerzen am Lichterbaum flackerten, öffnete sich die Türe zur grossen Stube, und die Mutter erschien, auf dem linken Arm die ersten Geschenklein. Und so tönte es denn, das liebe und vertraute: «Lorli, von Ignaz; Agnes, von Peter; Werner, von Peter; Lorli, von Agnes . . .» Aber auf einmal stockte die Mutter, blickte noch einmal auf zwei Pakete, die sie eben auf dem Arm hielt, und dann sagte sie: «Lorli . . . vom Christkind; Albin . . . vom Christkind . . .», während der Vater stirnrunzelnd von einem auf das andere blickte und zuletzt auf Albin, der errötet war und irgend etwas wie «nein, nein» stotterte.

Die Mutter händigte Lorli und Albin je einen grossen Karton aus, die man nicht voneinander unterscheiden konnte. Lorli, die zwölfjährige, und Albin, der zehnjährige, begannen das vom Christkind persönlich erhaltene Paket zu öffnen. Lorli mit roten Backen und zitternden Händen, während die Verteilung der übrigen Geschenklein etwas ins Stocken geraten war. Albin tat es misstrauisch, und man sah ihm an, dass er sich am liebsten in eine Ecke verkrochen hätte.

Beide, Lorli und Albin, hatten den grossen Karton offen, und in beiden Kartons steckte wieder einer. Und als sie den zweiten geöffnet hatten, sahen sie zu ihrem Erstaunen, dass in diesem wieder einer steckte. Und schliesslich befanden sich sieben Schachteln ineinander, und dann erst



kam die letzte, die nur noch so gross war wie eine Zündholzschachtel. Der Vater hatte sich über das aufgeregte Lorli gebeugt und, scharfsinnig wie er war, wie er sein musste mit dieser Stube voll kleiner Bengel, die sich ausser Alfred allesamt nicht wie Pfarrkinder benahmen, war ihm schon die merkwürdige Form der Knöpfe aufgefallen, aber er sagte nichts. Und hätte er es auch noch sagen wollen, Lorlis Freudenschrei hätte seine autoritären Fragen durchaus übertönt. Im Schächtelchen, dem kleinsten, glitzerte ein goldenes Halskettchen mit einem goldenen Kleeblatt, auf das mit zierlichen Buchstaben der Name Lorli eingraviert war.

Kaum eine Minute später hatte auch Albin sein kleinstes Schächtelchen in Händen, und zitternd, angesichts dessen, was in Lorlis Paket verborgen gewesen war, öffnete er das seine. Es war leer, nicht einmal ein Gruss oder ein ermahndes Wort seitens des Christkinds, es war leerer als leer, und da wollte das Elend den Albin übernehmen, er hatte Mühe, die heissen, zornigen Tränen der Kränkung zurückzuhalten. Inzwischen hatte der Vater die Umschlagpapiere der beiden Pakete aufgenommen und war in die Studierstube verschwunden. Als die Mutter das nächste Mal hereinkam, um weitere Päcklein zu holen, nahm er sie hastig zur Seite und sagte, auf die Schriftzüge auf den beiden Umschlagpapieren deutend: «Aber, das ist doch Albins Schrift?» Die Mutter zuckte die Schultern, denn sie hatte jetzt keine Zeit, es ging schon auf acht zu, und noch waren nicht alle Geschenke an ihre Empfänger gelangt.

Der Pfarrer von Russberg war verwirrt. Dass hier eine deutliche Warnung an die Adresse seines Albins vorlag, war ihm kein Rätsel, aber die Art und Weise, wie das alles vor sich gegangen war, hatte ihn so sehr verwirrt, dass er fast die Kirchenfeier vergessen hätte, wenn nicht die Mutter fünf vor acht in die Studierstube gestürzt wäre: «Ja, und du bist noch immer da? Die Kinder sind schon unterwegs...»

«Ja, gut, gut, ich gehe ja schon», antwortete er und wäre ohne Hut und Mantel gegangen, wenn er auf dem Weg zur Türe nicht schon wieder seiner Mutter begegnet wäre, die sich um die seltsame Angelegenheit nicht die geringsten Sorgen zu machen schien.

Seine Verspätung hatte etwas gutes. Auf dem Weg überraschte er seinen Albin, der sich eben hinter eine Hausecke drücken und nicht zur Kirche gehen wollte. Da es eilte, hatte der Vater keine

Zeit für lange Einführungsreden, und er fragte geradeheraus: «Ach, du schämst dich wohl? Du magst nicht noch einmal vom Christkind ein Geschenk erhalten?»

Damit hatte er eben die richtigen Worte ausgesprochen. Der Trotz hatte über Albins Demut gesiegt: «Ach was, das Christkind, ich habe dieses Paket gemacht», rief er.

«Auch das mit dem goldenen Kettchen für Lorli?»

Albin zuckte zusammen, so klug wie er war, merkte er, dass der Vater ihn ein bisschen durchschaut hatte.

«Das Paket mit dem Nichts darin ist offenbar an die falsche Adresse gegangen, nicht wahr?» sagte der Vater. Albin antwortete nicht. Inzwischen hatten sie die Kirche erreicht, das Geläute hörte auf und die mächtigen Orgelakkorde erfüllten die Kirche und die Nacht ringsum mit weihnachtlichem Zauber.

Während seiner kurzen Predigt, die nur eine Einführung zum Krippenspiel war, stockte der Pfarrer mehr als einmal. Immer wieder drängten sich ihm die drei gleichen Fragen in den Vordergrund: Wer hat wissen können, was für einen üblen Streich Albin geplant hat? Wer hat genau das gleiche Paket noch einmal hergestellt? Wer hat die Schrift so auffallend zu fälschen verstanden?

Nach der Kirchenfeier, als man sich im Pfarrhaus noch einmal um den Lichterbaum versammelte, Lieder sang und die Geschenke eingehender betrachtete und abwogte, wussten es auf einmal alle, dass das Christkind Albins niederträchtigen Streich vereitelt hatte. Und Albin fand es selbst am klügsten, die ganze Angelegenheit jene des Christkinds sein zu lassen, in der Hoffnung, es würde dann nie wieder darüber gesprochen. Auch die Mutter wusste keinen besseren Rat, als das Geschehene dem Christkind in die Schuhe zu schieben, was den Vater irgendwie ärgerte und die Kinder in ihrem Glauben bestärkte, ja selbst in Albins Herz die Frage doch noch offenliess, ob es am Ende eben nicht doch vom Christkind hergerührt hatte. Für Albin und seinen Vater wurde diese Weihnacht zu einem denkwürdigen Fest, während es für alle anderen zu einem regelrecht triumphalen geworden war.

Dem Pfarrer von Russberg war es seither nie gelungen, das Geheimnis um die beiden Pakete wirklich zu lüften, obwohl er Grund genug hatte, dabei an die Mitwirkung seiner Frau zu denken.

Sie sagte auf alle seine Fragen nichts weiter als: «Ich weiss von nichts.» Er aber dachte bei sich: Recht geschieht dir, du hättest deinen Albin schon früher einmal in die Kur nehmen sollen.

Bei Albin hatte sich nicht viel und doch wichtiges geändert seit diesem Heiligen Abend. Er versuchte nie wieder, etwas dem lieben Gott oder dem Christkind unterzuschieben, und so kam es, dass er seine Taten überdachte, bevor er sie ausführte, und so die meisten unterliess.

*R. Caltofen*

## WEIHNACHT IN SCHWEDEN

Das war eine rechte Weihnachtsfahrt über die weissen weiten Ebenen Skanes, durch die tiefverschneiten Wälder Mittelschwedens. Aber auch die grosse Stadt atmete nur eins: Jul.

Gleich am Bahnhof in Stockholm ein festliches Bild: Ueberall hängen an den Häuserreihen dicke Girlanden und Tannengrün, und in den schmalen Nebengassen spannen sie sich auch von Front zu Front. Dazwischen Bögen aus elektrischen Birnen, und daran wieder riesige Herzen und Glocken und Sterne, am häufigsten fünfzackige, die geheiligten Nordsterne. Das flimmert und strahlt ununterbrochen, die nordischen Wintertage sind gar zu kurz. Spatzen und Meisen piepsen laut und hüpfen auf den Zweigen umher, ohne Scheu vor dem blendenden Licht und der kribbelnden Menschenmenge. Sie beginnen schon lange im voraus mit ihrem Julschmaus.

Allerwärts stecken kleine Getreidebüschel in dem dunklen Nadelgrün. Die letzten vollen Aehren des Jahres werden stets der wiedergeborenen Sonne als Gruss dargebracht und gleichzeitig den Vögeln als Weihnachtsgeschenk. Das flammende Rot zwischen den Aehren ist aber kein Mohn, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Es sind lauter winzige Heinzelmännchen, «Tombten» genannt. Sie spuken um die Julzeit in allen Häusern und Wohnungen, sogar in den Manteltaschen und

Handtaschen herum. Niemand kann genug davon bekommen, denn sie bringen viel Glück. Sie sind alle knallrot. Die Farbenfreude des Nordländers bringt dies lebendige Rot mit Vorliebe an, und hier lacht es wieder einmal ansteckend aus dem Winterdunkel und dem Schneeweiss und dem ersten Grün heraus. Sicher sind die Abende um diese Zeit das schönste vom Tage. Die Strassen sind eine einzige Lichterpracht und in der Häuslichkeit ist man mit Kerzenlicht geradezu verschwenderisch. Auf den Rücken roter Julferkelchen, in roten Rosen, auf roten Kugelleuchtern knistern und leuchten in allen Ecken und Enden über kunstvoll gefalteten goldenen und silbernen Papierrüschen unzählige Wachsstockchen und verzaubern mit ihrem weichen, warmen Schein Menschen und Dinge. Viele dieser Kerzen sind dreiarstig gegossen, ein Sinnbild der Dreieinigkeit.

Unmittelbar daneben stehen in herrlicher Eintracht die würdigen Vertreter von Wotans wilder Jagd, die in grauer Vorzeit um diese Tage herum daherbrausten. Es sind die geliebten Julböcke, ganz und gar aus Stroh, mit roten Bändern kreuzweis verziert. Besonders die schwungvollen Hörner und der kühne Schwarz. Ein Meter hoch etwa sind die grössten unter ihnen, wie sie in Geschäften und Cafés aufgestellt werden. Es gibt aber auch schon kleine: denn viele Kinder würden auf keinen Fall jetzt ohne ihren Julbock ausgehen. Den Bock unter dem Arm geklemmt, drücken sie sich siegesbewusst durch das dichteste Gewimmel an die Spielwarenschaufenster heran oder noch lieber auf Skansen herum. Denn wenn dort am 13. Dezember die Luziabraut mit ihren singenden Mädchen und süssen Safranbrotten durch die Hütten gezogen ist, wird der grosse Julmarkt eröffnet. Und den kann man sich doch unmöglich entgehen lassen. Steckt doch unter den üblichen hohen Pelzmützen, die dort spazieren gehen, oft genug der König selbst. Der Markt auf Stortoget ist allerdings noch günstiger dafür, den König zu treffen. Da hat schon manch Stockholmer Kind von ihm einen Pfefferkuchen bekommen.

Wenn in Staden dann von der Riddarholmkirche die Festglocken läuten, fängt der Julabend an. Es wird still und leer in den Strassen. Läden, Cafés, Theater, alles wird geschlossen. Denn wer kein eigenes Heim hat, der ist zum Jul bestimmt irgendwo eingeladen. Die ganze Familie und alle Gäste ziehen nun im Gänsemarsch in die Küche, der Hausherr an der Spitze. Auf dem geschmückten Herd wartet eine Gryta, ein Kochtopf, der mit